

Malerei als Kunst der Textausdeutung

Die hochkarätig besetzte Präsentation eines Bildbands zu Dantes «Göttlicher Komödie»



Dante flieht vor den wilden Tieren. Illustration von William Blake zur «Divina Commedia» des Dichters Dante Alighieri. Foto National Gallery of Victoria, Melbourne, Bridgeman Images

Von Fabian Kristmann

Basel. «Wir sind heute zusammgekommen, um zu feiern», meinte Kurt Flasch zu Beginn seines Beitrags und bezog sich damit weniger auf den Geburtstag von William Blake (1757–1827), der auf ebendiesem Freitag fiel, als vielmehr auf das Buch «William Blake – Die Zeichnungen zu Dantes Göttlicher Komödie» von Maria Antonietta Terzoli und Sebastian Schütze, das im Kölner Taschen Verlag erschienen ist (BaZ vom 25. und 28. 11. 2014) und im Bürgergemeinderatssaal des Basler Stadthauses feierlich präsentiert wurde.

Zu feiern gab (und gibt) es konkret einen grossformatigen, angenehm auf Wesentliche reduzierten Bildband ohne viel Beiwerk, der in zwei Versionen – Deutsch und Italienisch – vorliegt und primär die Kunst des visionären Engländers sprechen lässt. Die Illustrationen zu Dantes «Commedia», die Blake alle

in seinen letzten drei Lebensjahren anfertigte, werden jeweils begleitet von einer Beschreibung der Szene und den zugehörigen Versen aus dem Text. Dem Bildteil vorangestellt sind zwei Aufsätze der Autoren. Entstanden ist die Publikation übrigens in nur einem Jahr; dies verriet Petra Lamers-Schütze vom Taschen Verlag in ihrer Wortmeldung.

Bild und Text im Dialog

Terzoli, Leiterin des Italienischen Instituts der Universität Basel und Professorin für Italienische Literatur, bezeichnete William Blake als Gipfelpunkt der «künstlerischen und bildlichen Auslegung literarischer Texte» und schloss mit einem informativen Überblick über die monumentale Reise des Florentiner Poeten durch «Inferno», «Purgatorio» und «Paradiso».

Sebastian Schütze ist Professor für Kunstgeschichte an der Universität Wien. Unter anderem sprach er über

den Genie-Kult, der zu Blakes Lebzeiten in England entstand und als Motivation zu denken sei für die Dante-Beschäftigung des Malers, dessen Illustrationen stets im Dialog mit dem Text stünden. Und natürlich sei auch für Blake das drastisch-farbige «Inferno» von allen drei Teilen der «Commedia» die reizvollste Inspirationsquelle gewesen.

Die Ausführungen der eingeladenen Referenten ergänzten den Abend: Luca Serianni, Philologe an der Universität La Sapienza in Rom und seit 2010 Vizepräsident der Società Dante Alighieri, befand, dass Dantes Text zum Illustrieren nachgerade herausfordere und wies darauf hin, dass der Maler immer wieder vom Text abweiche und eigene Ideen in seine Bilder einbringe.

Der krankheitshalber abwesende Alberto Asor Rosa, auch er an der Sapienza tätig, bereicherte in seinen (von seinem Stellvertreter vorgetragenen) Gedanken das bereits angeschnittene

Thema der Text-Ausdeutung durch einen bildenden Künstler um ein Beispiel, während Kurt Flasch – etwas abseits der Bild-Text-Thematik – den Titel «Canto» («Gesang») für die einzelnen Abschnitte des Werkes zur Diskussion stellte. Der ausgewiesene Kenner der Philosophie des Mittelalters und Autor der Übersetzung «Dante, Commedia, in deutscher Prosa» (2011 bei Schwabe) gelangte zur Schlussfolgerung: «Bei Dante singt die Muse nicht nur, sie schreibt. Sie singt schreibend.»

Terzoli und Schütze beschreiben den eingeschlagenen Weg weiter: Kommen des Jahr werden sie in Basel anlässlich von Dantes 750. Geburtstag eine Tagung zum Thema «Dante und die bildenden Künste» durchführen. Zur Vorbereitung darauf mag die Lektüre des neuen Bildbands dienlich sein.

William Blake: «Die Zeichnungen zu Dantes Göttlicher Komödie». Taschen Verlag, Köln 2014, 324 S., ca. Fr. 150.–.



Lesen statt hören

Dylan. Ich schenke dieses Jahr das Buch «The Lyrics» von Bob Dylan. Ein 960-Seiten-Wälzer mit sämtlichen Songtexten, die Dylan seit 1962 geschrieben hat. Hat er Anspruch auf den Nobelpreis für Literatur? Er, der Musiker? Dies ist nicht der Ort, um diese Frage zu diskutieren. Aber die Texte zu lesen, ganz ohne die Musik, ist überaus faszinierend. Denn gerade die Lyrics aus den 60er- und 70er-Jahren sind oft rätselhafte Kurzgeschichten, die sich auch bei mehrmaligem Lesen nicht erschliessen. Ein Beispiel? «Visions of Johanna» von 1966. Da ist ein Ich-Erzähler und da sind zwei Frauen: Johanna und Louise. Aber wie stehen sie zueinander? Und wie ist das zu verstehen: Visionen? Um Visionen welcher Art geht es?

Manchmal sind es auch nur einzelne Sätze, die mich umhauen: «Behind every beautiful thing there's been some kind of pain» aus «Not Dark Yet» von 1997. Brillant. mw

Bob Dylan: The Lyrics, Simon & Schuster 2014, circa 210 Franken.

Nachrichten

Zuckmayer-Medaille für Schauspieler Bruno Ganz

Mainz. Für seine Verdienste um die deutsche Sprache wird der Schweizer Schauspieler Bruno Ganz mit der Carl-Zuckmayer-Medaille des Landes Rheinland-Pfalz geehrt. «Er gehört zu den ganz wenigen Schauspielern, denen es gelingt, das Feuilleton ebenso zu Begeisterungstürmen hinzureissen wie ein grosses Publikum», sagte die Ministerpräsidentin Malu Dreyer (SPD). SDA

Cecilia Bartolis Vertrag bis 2021 verlängert

Salzburg. Die Opernsängerin Cecilia Bartoli (48) wird die Salzburger Pfingstfestspiele bis 2021 leiten. Die Zusammenarbeit sei um fünf Jahre verlängert worden, sagte die Präsidentin der Salzburger Festspiele, Helga Rabl-Stadler. Die Entscheidung sei ein «grosstes Glück», meinte Markus Hinterhäuser, der von 2017 an amtierende Intendant der Salzburger Festspiele. Bartoli leitet die Pfingstfestspiele seit 2012. SDA

Der mit den Wolfes tanzt

Patrick Wolf sang und spielte im Basler Schauspielhaus

Von Nick Joyce

Basel. Jetzt scheint er endlich gekommen: der Moment, an dem Patrick Wolf endlich loslegt. Gerade hat der Zweimeter-Mann am weissen Flügel eine kleine Geschichte über die Zeit aus seinen Anfängen erzählt, als ihm die Songs nicht so recht einfallen wollten. Zum Glück, meint Wolf, wohnte er damals in jenem Londoner Vorort, wo das Schriftstellerpaar Virginia und Leonard Woolf einst gelebt hatten.

Die Aura des Ortes

Dieses Wissen habe ihm viel Kraft gegeben, erklärt der Engländer in den fleckigen Jeans und den weissen Hosensträgern, dann singt er sein «To The Lighthouse» so packend, wie man es ihm im gut beleuchteten Schauspielhaus nicht mehr zugetraut hätte.

Die mit Breakbeats und Chorsamples verzierte Ballade kommt dann auch so fragmentarisch daher wie ein Text von Virginia Woolf. Beinahe wellenartig ist der Song aufgebaut, die pumpende Trauer wird durch rhythmische Wechsel und klangmalerische Effekte abwechselnd verstärkt oder abgedämpft. Mit «To The Lighthouse» gelingt Wolf hier ein kleines Meisterstück, da vergisst man den kratzigen Saalmix, der

die dunkle Stimme weit nach hinten drängt und das Klavier wie aus dem Kurzwellenradio klingen lässt.

Glanzeleistungen wie «To The Lighthouse» sind an diesem Samstagabend allerdings eine Seltenheit, denn Wolfs Auftritt ist von technischen und handwerklichen Problemen geprägt. Mal ist es der Gitarrenverstärker, der nicht mitmachen will, dann lassen sich die vielen Instrumente nur schwerlich stimmen, später vergisst Wolf, an welchen Ständer er sein Mikrofon gehängt hat.

Selber scheint der Musiker sich seines Repertoires nicht sicher. Einen Song bricht er ab, weil er ihn schon lange nicht mehr gesungen hat, ein anderer ist ihm zu düster, mit einem weiteren könne er sich nicht mehr identifizieren, was ihn allerdings nicht daran hindert, ihn dann doch zum Besten zu geben.

Der Charme des Unvermögens

Patrick Wolf ist ganz offensichtlich mehr am Flügel zu Hause als an den beiden E-Gitarren, der ins Loop-Gerät gespielten Geige oder der keltischen Harfe. Aber auch wenn er zum zweiten Mal im Set Schritt zu fassen scheint, hapert es bei der Ausführung.

Das schöne «The Magic Position» geht ihm bis zum letzten Refrain mühe-

los von der Hand, dann folgen wieder Fehlgriffe und ein verhunzter Abgang. Charmant ist Wolfs scheinbarer Dilettantismus allemal, aber auch verwirrend. Dieser Mann ist immerhin schon seit zehn Jahren Berufsmusiker – ein bisschen mehr Routine wäre da schon zu erwarten.

Für die Aids-Hilfe

Vielleicht ist Wolf etwas aus der Übung gekommen, denn viele Konzerte hat er in den letzten Monaten nicht gegeben. Vielleicht ist es auch das Thema dieses Benefizkonzerts zugunsten der Aids-Hilfe beider Basel, das ihm zu schaffen macht. Eigentlich wolle er zum heutigen Weltaidstag nichts sagen, meint Wolf, überlegt es sich später aber anders. Und wirkt danach sichtlich erleichtert.

Ein durchwegs überzeugender Auftritt sieht ein klein wenig anders aus. Auf der anderen Seite muss man feststellen: Ein derart genuines Popkonzert hat man auf Basler Bühnen schon lange nicht mehr erlebt. Wäre Wolf souverän von einem Stück zum nächsten, von einem Instrument zum anderen geschritten, hätte sein Gastspiel im Schauspielhaus sicher stärker beeindruckt. Es wäre dafür aber weitaus weniger berührend geraten.

Ein Abend für Hip-Hop-Kenner

Talib Kweli rappte am Samstag in der Kaserne

Von Luca Lavina

Basel. Kurz nach 23 Uhr betritt ein gut gelaunter Talib Kweli die Bühne der Kaserne, nachdem der quirlige, aus Brasilien stammende Rapper Niko Is vergebens versucht hatte, den gut gefüllten Saal auf Betriebstemperatur zu bringen. Doch nun ist er da, der Mann, auf den alle lange gewartet haben.

Ohne Ankündigung nimmt Kweli das junge Publikum mit auf eine Reise durch mehr als 15 Jahre Rappgeschichte. Die kleine Auswahl an Tracks, die Kweli mit DJ Hi-Tek unter dem Namen Reflection Eternal aufnahm, wirkt dabei als gelungener und kraftvoller Einstieg. «Too Late» von 2000 wirkt mit seiner leicht verträumten Melodie und seinen organischen Beats zwar ungewöhnlich sanft für die Anfangsphase eines Rapkonzerts. Auf die ausgelassene Stimmung hat dies jedoch keinen Einfluss.

Begleitet wird Kweli, die Galionsfigur des gesellschaftskritischen Conscious-Rap, an seinem einzigen Schweizer Konzert vom kalifornischen DJ Spintelect. Dass die beiden regelmässig gemeinsam auf der Bühne stehen, merkt man schon zu Beginn des Abends. Wunderbar auf die Lyrics abgestimmt spielt der DJ die passenden Beats, ohne sich mit Effekten oder Scratching wirklich aufzudrängen.

Mehrmals demonstriert Kweli, dass es keine Rolle spielt, welcher Beat man ihm vorlegt – rappen kann er zu allem, das einen Rhythmus hat. So entschliesst er sich kurzerhand, zu den donnernden Beats von «Who Do You Love» des Rappers YG und zu Tygas «Rack City» zu improvisieren. Kweli fliegt von einem Reim zum nächsten, mal in normaler, mal in doppelter Geschwindigkeit. Wirklich gefordert wirkt er aber auch bei dieser gelungenen Kurzexkursion in den Freestyle nicht.

Ohne die Lockerheit zu verlieren oder verplant zu wirken, schreitet der New Yorker weiter durch sein buntes, aus bekannten und weniger bekannten Tracks zusammengewürfeltes Repertoire. Dass er sein Publikum aber zurück in die 60er-Jahre führen würde, damit hatte hier wohl niemand gerechnet. So wird er ruhig in der Kaserne, als der Beatles-Song «Eleanor Rigby» durch die Boxen schallt. Er wolle diesen Track allen widmen, die allein an das Konzert gekommen sind, sagt Kweli. «Lonely People» dürfte nicht nur für Singles eines der Highlights des Abends sein.

Nach den obligatorischen Zugaben beendet ein völlig durchgeschwitzter Talib Kweli seinen neunzigminütigen Auftritt, bei dem er bewiesen hat, dass er zu Recht als einer der Besten und Vielseitigsten seines Genres gilt.